

**EINFÜHRUNG  
GERMANISTIK**

Sigrid Nieberle

# **Gender Studies und Literatur**

Eine Einführung

**WBG**   
Wissen verbindet

# Einführungen Germanistik

Herausgegeben von

Gunter E. Grimm und Klaus-Michael Bogdal

Sigrid Nieberle

# Gender Studies und Literatur

## Eine Einführung

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in  
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2013 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe dieses Werkes wurde durch  
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.  
Satz: Lichtsatz Michael Glaese GmbH, Hemsbach  
Einbandgestaltung: schreiberVIS, Bickenbach  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

**Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)**

ISBN 978-3-534-22715-0

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:  
eBook (PDF): 978-3-534-72237-2  
eBook (epub): 978-3-534-72238-9

# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| I. Grundlagen: Literatur und Geschlechterforschung . . . . .  | 7   |
| 1. Erkenntnisinteressen . . . . .   | 8   |
| 2. Missverständnisse: Was Gender Studies nicht leisten . . . . .  | 11  |
| 3. Etablierung und Institutionalisierung . . . . .  | 16  |
| II. Gender und Literaturgeschichte . . . . .  | 22  |
| 1. Lexikographik . . . . .  | 22  |
| 2. Literaturgeschichtsschreibung . . . . .  | 26  |
| 3. Biographik . . . . .   | 35  |
| 4. Rezeption, Wertung, Kanonbildung . . . . .   | 43  |
| III. Geschlecht, Stimme, Schrift: Psychoanalytische, semiotische<br>und (post)strukturelle Interventionen . . . . . | 49  |
| 1. Écriture féminine/masculine . . . . .  | 50  |
| 2. Geschlecht und Repräsentation . . . . .  | 54  |
| 3. Gender und Performativität . . . . .   | 60  |
| IV. Autorschaft und Geschlecht . . . . .  | 68  |
| 1. Historische Perspektiven . . . . .   | 69  |
| 2. Diskursanalytische Perspektiven . . . . .  | 71  |
| 3. Poetologische Perspektiven . . . . .   | 73  |
| V. Gattung, Genus, Genre . . . . .  | 76  |
| 1. Selbstzeugnis geben . . . . .  | 78  |
| 2. Lyrisches Sprechen . . . . .   | 85  |
| 3. Erzählen . . . . .   | 91  |
| 4. Aufführen . . . . .  | 98  |
| VI. Aktuelle Tendenzen der Gender Studies . . . . .   | 104 |
| 1. Intersektionalitätsforschung . . . . .   | 108 |
| 2. Postcolonial Studies . . . . .   | 110 |
| 3. Queer Studies . . . . .  | 113 |
| Literaturverzeichnis . . . . .  | 119 |
| Glossar . . . . .   | 135 |
| Register . . . . .  | 139 |

# I. Grundlagen: Literatur und Geschlechterforschung

Die Einsicht, dass Geschlecht nicht allein von der Biologie definiert wird, sondern in höchstem Grad von sozialen und kulturellen Faktoren abhängig ist, wurde von Simone de Beauvoir in einem prägnanten Satz programmatisch zusammengefasst: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ (2000, 265) Der Satz eröffnet den zweiten Teil ihres berühmten Buches *Le deuxième sexe* aus dem Jahr 1949 (dt. *Das andere Geschlecht*, 1951), das bei seinem Erscheinen heftige Debatten in Frankreich und weit darüber hinaus auslöste. Darin rekonstruiert und entfaltet die Philosophin und Schriftstellerin die jahrhundertelangen Entwicklungen, die das Geschlechterverhältnis prägten und die Unterordnung der Frau verfestigten. Dass Frauen im Vergleich zu Männern häufig benachteiligte symbolische, politische und ökonomische Positionen in Gesellschaften zukamen und vielerorts heute noch zukommen, ist unstrittig. Hierzu haben sozial- und kulturwissenschaftliche Forschungen während der letzten Jahrzehnte zahlreiche Belege geliefert. Wie sich diese Benachteiligungen jeweils darstellen, ist dabei historisch und kulturgeographisch sehr genau zu unterscheiden. Zudem hat sich die Einsicht durchsetzen können, dass der viel zitierte Satz Beauvoirs nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer und jegliche andere Identität gelten muss. „Männlichkeit entwickelt sich nicht ‚von selbst‘, sondern sie muss aktiv bewiesen und erkämpft werden. Ein Mann muss handeln, indem er nicht nur erhabene Ziele hat, sondern diese auch erreicht – und das immer wieder.“ (Läubli/Sahli 2011) Das Kapitel „Lehrjahre der Männlichkeit“ in Friedrich Schlegels Roman *Lucinde* (1799), so die Herausgeberinnen des zitierten Bandes, zeige die *longue durée* an, mit der das immer wieder zu bekräftigende Werden/Erwerben des Geschlechts im kulturellen Wissen präsent ist. Obwohl sich die theoretischen Positionen des erworbenen Frau- und Mannseins ihrer Idee nach zunächst nicht zu unterscheiden scheinen, fällt bei näherem Hinsehen doch auf, wie zurückhaltend, ja passiv das Werden der Frau bei Beauvoir beschrieben ist, während Männlichkeit schon wieder oder immer noch mit aktivem Handeln, Selbstbehauptung und Kampf verbunden zu sein scheint. Solche geschlechtsspezifischen Konnotationen samt ihrer historischen und literarischen Konzeptionen werden in diesem Buch noch häufig zur Sprache kommen.

„Lehrjahre“

An jenem erwähnten „Werden“ von Geschlecht, das Beauvoir als entscheidend für Geschlechtsidentität und Geschlechterdifferenz ansieht, sind vielfältige Prozesse und Institutionen beteiligt. Überlegungen, wie dies vonstatten geht, führten zum Konzept des so genannten „doing gender“, wie es die amerikanischen Ethnologen West und Zimmerman skizziert haben (1987). Es ist als ein komplexer Prozess der Fremd- und Selbstbestimmung zu verstehen, der auf kontinuierlichen Deutungsschablonen gesellschaftli-

„doing gender“

chen Handelns beruht. Insbesondere das verbal- und körpersprachliche Handeln wurde von der Forschung als entscheidend bewertet. Geschlecht wird demzufolge – als einer von mehreren Aspekten von Identität – nach spezifischen Regeln stetig neu hergestellt und kann deshalb nicht länger als stabile Eigenschaft eines Menschen gesehen werden. Zu einer performativen (d. h. sich im stetigen Vollziehen herstellenden) Geschlechtsidentität tragen darüber hinaus politisches und ökonomisches Handeln und ebenso jegliche sprachliche und symbolische Praxis in Alltags- und Festkultur bei. Zu erforschen, inwiefern Literatur und ihre Medien daran beteiligt sind, ist Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Gender Studies.

Zielsetzung

Die Diskussionen und die Weiterentwicklung der bisher vorliegenden Forschungsansätze in ihren Grundzügen nachzuzeichnen und in ihrer Relevanz für die germanistische Literaturwissenschaft darzustellen, ist Aufgabe dieses Buchs. Es möchte einen ersten Überblick über die literaturwissenschaftlichen Gender Studies sowie die wichtigsten Ansätze und Begriffe vermitteln. Diese Einführung soll vor allem herausarbeiten, welche Fragen die Geschlechterforschung in Bezug auf literarische Texte hat, welche Bereiche der Literaturwissenschaft davon berührt sind und schließlich, welche Antworten und sich daraus ergebenden Folgefragen bisher zu verzeichnen sind. Während Studienbücher gegenwärtig auch häufig für Forschungsberichte und Theoriediskussionen genutzt werden, soll der einführende Charakter in vorliegendem Band tatsächlich gewahrt bleiben. Der Schwerpunkt der doch eigentlich knappen Erläuterungen liegt deshalb eher auf der Nachzeichnung wichtiger Argumentationen als auf der Darstellung feinsten Verästelungen einzelner Forschungszweige oder terminologischer Debatten.

Gender Studies in allen Disziplinen und gleichermaßen in den Literaturwissenschaften speisen sich im besten Falle aus intensiver internationaler und interdisziplinärer Vernetzung. Zugleich sind ihre Debatten häufig von einer hohen Theoriedichte und der Bereitschaft zur Selbstreflexion gesättigt. Der Schwerpunkt der vorliegenden Einführung liegt vorrangig auf der neueren deutschen Literaturgeschichte seit der Aufklärung. Methodische Aspekte und Fragen ließen sich sicherlich an Texten aus früheren Zeiten und anderen Sprachen und Literaturen genauso ergiebig diskutieren.

## 1. Erkenntnisinteressen

Umfrageergebnis

Studierende im BA-Studiengang Germanistik, die sich vor einiger Zeit für ein Hauptseminar zur „Einführung in die Gender Studies“ anmeldeten (ihnen sei für das anregende Erlanger Seminar herzlich gedankt!), begründeten ihr Interesse mit folgenden wohl überlegten und wiederkehrenden Punkten: Zunächst interessierten sie sich dafür, welche Geschlechterrollen für Frauen und Männer in literarischen Texten zu finden sind und wie sich diese Entwürfe durch die Epochen hindurch verändern, denn mit unveränderlicher ‚Natur‘ hätten diese wohl nichts zu tun. Vielmehr dränge sich der Verdacht auf, dass nur die Kultur- und Sozialwissenschaften die ‚eigentli-

che' Wahrheit über die historische Entwicklung der Geschlechterdifferenz zu erforschen imstande wären – und gerade nicht die Biologie und Medizin. Einige Studierende hielten es für wichtig, die mit Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfen verknüpften Machtstrukturen näher zu beleuchten. Außerdem stellten sie wiederholt die Frage, welche Relevanz die in literarischen Texten beschriebenen Geschlechterverhältnisse für den jeweiligen sozialhistorischen Kontext gehabt haben und welche Bedeutung ihnen gegenwärtig zukommt. Für ebenso interessant befunden wurde in diesem Zusammenhang die Beziehung zwischen philosophischen Entwürfen von Männlichkeit und Weiblichkeit und deren Darstellung in literarischen Texten. Wissenschaftsgeschichtliche Neugierde bestand in Bezug auf die schwierige Abgrenzung zwischen feministischer Literaturwissenschaft und den Gender Studies, deren Aktualität und Relevanz für die kulturwissenschaftliche Forschung vermutet wurde. Insgesamt bot die Umfrage einen aufschlussreichen Überblick über Voraussetzungen und Fragestellungen, die Studierende in ein solches Seminar mitbringen. Mit ihren Erkenntnisinteressen formulierten sie bereits die hauptsächlichen Anliegen der Gender Studies plausibel und umfassend.

Bereits 2005 schrieb Renate Hof in ihrer Handbuch-Einleitung von der „neuen Unübersichtlichkeit“ der Gender Studies. Mit „einer beinahe unüberschaubaren Fülle von Büchern und Aufsätzen“ habe sich die Geschlechterforschung sowohl im anglo-amerikanischen als auch im deutschsprachigen Raum quantitativ und qualitativ ausdifferenziert (Bußmann/Hof 2005, 3). Die höchst produktive und rasche Entwicklung dieses Forschungsbereichs kann allgemein für sozial- und geisteswissenschaftliche Disziplinen beobachtet werden. So entstanden zahlreiche Einzelstudien aus ihren jeweiligen Fächern heraus. Zugleich können Zeitschriftengründungen, eine zunehmende Institutionalisierung und intensive Bemühungen um eine entsprechende Enzyklopädisierung als Anzeichen dafür gelten, dieser neuen „Unübersichtlichkeit“ entgegenzutreten zu wollen, sie aber ihrerseits auch wiederum zu befördern. Angesichts stetig anwachsender Forschungserträge lässt sich die literaturwissenschaftliche Geschlechterforschung zunächst grob in vier große Arbeitsbereiche einteilen. Diese wiederum können mit spezifischen Fragen überschrieben werden, nach denen sich auch die folgenden Buchkapitel organisieren.

Vier Arbeitsbereiche

Wer schreibt? Ein früherer Ansatz der Frauenforschung, der scheinbar immer noch fortgeführt werden muss, umfasst die Ergänzung und Korrektur einer von Autoren dominierten Literaturgeschichte (vgl. Kap. II). Traditionell schrieben Männer über Männer; schreibende Frauen kamen weder als Subjekt noch Objekt der Literaturgeschichte in nennenswerter Anzahl und Wertschätzung vor. Dabei kam und kommt es nicht nur darauf an, schreibenden Frauen in der Literaturgeschichte einen angemessenen Platz einzuräumen. Genauso wichtig ist es, die Prozesse zu erforschen, die zu dem weitestgehenden Ausschluss der Autorinnen aus der Literaturgeschichte geführt haben. Im Zuge solcher Kanon- und Wertungsforschung erfolgt die Rekonstruktion derjenigen Bedingungen, die Frauen zum Schreiben veranlasst oder es ihnen erschwert haben. Methodisch bietet sich für diese Arbeiten

Literaturgeschichte

die sozialhistorische Überblicksdarstellung genauso an wie die Einzel- oder Kollektivbiographik.

Ästhetik und Poetik

Wie werden Texte geschrieben? Die Frage danach, ob es eine spezifisch weibliche Art des Schreibens gäbe (frz. „écriture féminine“), die sich von der (unmarkierten) männlichen Poetik kategorisch unterscheiden ließe, ist seit Langem feministischer sowie antifeministischer Diskussionsgegenstand. Strukturalistische und poststrukturalistische Impulse haben in der jüngeren Wissenschaftsgeschichte dazu angestoßen, das Verhältnis zwischen sprachlichem Zeichen und Geschlecht zu problematisieren (vgl. Kap. III). Der Ausschluss ‚weiblicher‘ Sprachformen prägte – so die entsprechende These – die Realität und deren Wahrnehmung in entscheidender Weise. Sprache hat sich als einer der wichtigsten kulturellen Ausschlussmechanismen erwiesen, der für eine mangelnde symbolische Repräsentanz des Weiblichen sorgt und die asymmetrischen Machtverhältnisse immer wieder aufs Neue bestätigt. Hingegen hätte ein Wandel in der Sprache, der den selbstverständlichen Umgang mit weiblichen grammatischen Formen und subversiven Schreibweisen bedeuten würde, weitreichende Folgen für die Performanz der Geschlechter. Im besten Fall könnte dann eine gleichwertige sprachliche Präsenz von Diversität das männlich dominierte Hegemoniedenken ablösen. Somit ist eine weibliche oder männliche Art des Schreibens nicht an das biologische Geschlecht der Autorinnen und Autoren gekoppelt; vielmehr handelt es sich um eine grundlegende Kritik an der abendländischen binären Ordnung des Denkens.

Gattung und Genre

Was wurde nach welchen Regeln geschrieben? Der Zusammenhang von Literatur und Geschlecht hat sich Jahrhunderte lang dahingehend entwickelt, dass spezifische Gattungen und Genres an das Geschlecht von Autoren und Autorinnen, aber auch von Lesern und Leserinnen gekoppelt sind (vgl. Kap. IV und V). Texte werden aufgrund gattungsspezifischer ästhetischer Normen an ein spezielles Publikum adressiert. Das Genre ‚Frauenliteratur‘ hat mit der Frauenforschung gemeinsam, dass es auf wenig konkrete Weise mit ‚Frauen‘ assoziiert ist. Es handelt sich womöglich um Literatur und Forschung von, für oder über Frauen. Diese Assoziationen stellen sich über die Kombination von Codes her – beispielsweise im Literaturbetrieb mittels der Konzeption der Titelheldin bis hin zur Umschlaggestaltung eines Buchs – und hängen darüber hinaus mit sozialhistorischen Faktoren der Bildungs- und Mediengeschichte zusammen. So wurden etwa Briefe und (Brief-)Romane während der Aufklärung zu spezifisch weiblichen Genres deklariert. Die Geschlechtsspezifik der Genres ist ihrerseits vielfältigen Prozessen des Fort- und Umschreibens unterworfen.

Interdisziplinarität und Intermedialität

Welche inter- und intradisziplinären Fragen werfen die Gender Studies auf? Mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung der Kulturwissenschaften in den 1990er Jahren traten zahlreiche Forschungsfelder zutage, die mit geschlechtsspezifischen Aspekten korrelieren (vgl. Kap. VI). Im Zuge dieser Entwicklungen haben sich insbesondere identitätspolitische und hegemoniekritische Ansätze als überaus wichtig und ergiebig für eine Vernetzung mit der Postkolonialismus-Forschung erwiesen. Identität kann weder im Hinblick auf Geschlecht noch auf Ethnizität als stabile Größe gesehen wer-

den, sondern beide Kategorien sind auf intrikate Weise miteinander verbunden. Der weiße Mittelschichtsmann der westlichen Hemisphäre geriet als unmarkierte Definitionsinstanz für das Eigene und Fremde folglich besonders in die Kritik. So untersuchten erst die Men's Studies – parallel zur Frauenforschung – verstärkt seit etwa Anfang der 1990er Jahre Konstruktionen von Männlichkeit unter soziokulturellen und historischen Gesichtspunkten. Soziologische Theorien der Diversität und Intersektionalität, die vor allem auch die Hierarchisierungen der unterschiedlichen identitätsspezifischen Aspekte (Geschlecht, Ethnie, Klasse, Religion u.a.m.) in den Blick rücken, tragen diesen Zusammenhängen Rechnung. Auch sexuelle Präferenz kann für die Subjekte der westlichen Welt nicht mehr schlicht vorausgesetzt werden, indem schwules und lesbisches Begehren als Abweichung von einer heteronormativen Ordnung beschrieben wird. Diesbezüglich haben sich Queer Studies und Gender Studies während der vergangenen zwanzig Jahre produktiv miteinander auseinandergesetzt. Recht zügig entwickelten sich im Austausch mit diskursanalytischen Projekten der Literatur- und Medienwissenschaften zugleich genderrelevante Fragestellungen zum modernen Subjektbegriff. Leitfragen in diesem Forschungsbereich könnten beispielsweise lauten: Welche medialen Voraussetzungen und Konsequenzen haben technische Innovationen? Und welche Perspektiven der Subjektconstitution eröffnen sich mit spezifischen Medien?

## 2. Missverständnisse: Was Gender Studies nicht leisten

So manche Erkenntnisinteressen, die für die Frauenforschung noch als wichtig erachtet wurden, stehen für die Gender Studies heute nicht mehr im Zentrum der Aufmerksamkeit. Hierzu gehören zum Beispiel Untersuchungen, die darauf abzielen, wie Frauen- und Männer-„Bilder“ in literarischen Texten gestaltet sind. Diese mediale Metapher des Bildes wurde aufgrund ihrer statischen Qualität im Laufe der Jahre immer stärker kritisiert und von prozessorientierten Ansätzen abgelöst (Geschlechterdiskurs, Genderperformanz). Zudem ist es höchst fraglich, welche Schlüsse sich aus einem bestimmten ‚Frauen- oder Männerbild‘ ziehen ließen bzw. welche Funktionen und Qualitäten diesen ‚Bildern‘ zugeschrieben werden. Der Ansatz der ‚Bildbeschreibung‘ greift deutlich zu kurz, weil er übersieht, dass hierfür häufig von einem sehr schlichten mimetischen Welt-Text-Verhältnis ausgegangen wurde, demzufolge der literarische Text das historische Geschlechterverhältnis lediglich nachzeichnen würde. Ein literarischer Text kann sich hingegen sehr weit von den zeitgenössischen Sitten, Gebräuchen und Gesetzen seiner Zeit entfernen, auch oder gerade wenn sie die literarische Imagination des Geschlechterverhältnisses betreffen.

Darüber hinaus können Frauenfiguren nicht umstandslos mit einer Vorstellung von Weiblichkeit und Männerfiguren mit derjenigen von Männlichkeit verknüpft werden, wie dies normativ von Philosophen des 19. Jahrhunderts exponiert worden war (Feuerbach, Schopenhauer u.a.). Vielmehr sorgt ein komplexes Wechselspiel zwischen literaturästhetischer Konvention ei-

Frauenbilder,  
Männerbilder

Widerspiegelung

nerseits und deren innovativer Kritik andererseits für entsprechende Genderkonzepte. Nur auf diese Weise können Figuren in den meisten, aber nicht allen Fällen als geschlechtlich konnotierte Figuren wahrgenommen werden. Die häufig verwendete Metapher des Widerspiegels, die literarische Texte als lediglich seitenverkehrtes Abbild ‚realer‘ Verhältnisse beschreibt, taugt deshalb nicht zur wissenschaftlichen Analyse. Denn nicht der Text oder sein Autor bzw. seine Autorin gestalten eine anzunehmende vorgängige Geschlechtsidentität der Figuren aus, sondern umgekehrt: Handlungs- und Gestaltungselemente im literarischen Text lassen die Leserinnen und Leser auf ein Geschlecht der Figuren schließen. Der Name einer Figur oder die Erzählstimme sind dabei nur zwei wichtige Gestaltungselemente unter vielen anderen Möglichkeiten. Diesbezüglich ist die normative Wirkung von Genreregeln und deren Außerkraftsetzen für die Produktion und Rezeption literarischer Texte kaum zu überschätzen. Interpretationen, die sich vorrangig auf Frauen- und Männerfiguren im Text konzentrieren, nehmen zudem häufig ihre eigenen Ergebnisse vorweg, erweisen sich doch zum Beispiel die Frauenfiguren stets als emanzipiert oder angepasst, die Männerfiguren hingegen als heroisch oder krisengeschüttelt. Solche stark wertenden Interpretationen reduzieren den literarischen Text auf eine psychosozial konzipierte Charakterstudie der Protagonisten, die darüber hinausweisende Strukturen außer Acht lassen (Raum, Zeit, narrative oder dramatische Instanz, lyrische Rede u.a.m.). Das, was einen literarischen Text ausmacht und ihn von anderen Texten wie Krankengeschichten oder Gerichtsakten unterscheidet, gerät auf diese Weise in den Hintergrund. Erst in einem zweiten Schritt können dann auch genreübergreifende Aspekte berücksichtigt werden, damit intertextuelle Bezüge und literarische Diskursfunktionen zutage treten.

Rezeption außerhalb  
der Wissenschaft

Für anfängliche Missverständnisse bei einer Beschäftigung mit den Gender Studies kann es noch weitere Gründe geben. Mitunter entstehen Schwierigkeiten, wenn Vorurteile, Missverständnisse oder Ressentiments den Zugang zu jeder wissenschaftlichen Beschäftigung, auch derjenigen mit der Kategorie Geschlecht, verstellen. Vor allem in populären Unterhaltungsmedien werden Vokabeln wie „Feminismus“/„FeministIn“ manchmal pejorativ genutzt, semantisch nicht weit entfernt von der „Emanze“ oder dem abwertenden Adjektiv „schwul“, das während der letzten Jahre als Schimpfwort vor allem in der Jugendsprache inflationär gebraucht wird. Sowohl das anspruchsvolle Feuilleton als auch die feministische Presse tun sich schwer mit den mittlerweile akademisierten Gender Studies. So ist zum Beispiel häufiger zu lesen, dass Gender Studies die Geschlechterdifferenz angeblich einebnen oder ‚wegdiskutieren‘ wollen. Auch ist der wissenschaftliche Nutzen der Gender Studies, zumal in ihren institutionalisierten Formen, für manche Kritiker und Kritikerinnen nicht auf Anhieb zu erkennen. Hierzu gab es während der letzten Jahre immer wieder journalistische Provokationen, die an Diskurs und Gegendiskurs zu partizipieren versuchten. Dies lässt sich etwa in den regelmäßigen Kolumnen im *ZeitMagazin* oder *Spiegel Online* beobachten. Auch die zahllos publizierte Ratgeberliteratur hängt ebenso wie die einfallslose Comedy der naturalisierten Geschlechterdiffe-

renz besonders stark an. Das liegt daran, dass aus vermeintlich inadäquaten, im Grunde nur ungewohnten Verhaltensweisen sowohl ernsthafte Sozialkonflikte als auch die verlachende Komik erwachsen können. Pseudo-Erklärungen speisen sich dann aus Geschlechtsstereotypen, die sich jedoch auf entsprechende Behauptungen beschränken, wie Männer und Frauen so ‚sind‘ und warum sie ‚nicht zusammenpassen‘. Von geschlechtsnormierten Verhaltensweisen abzuweichen, ruft regelmäßig Kommentare zur so genannten ‚Selbstverständlichkeit‘ und ‚Natürlichkeit‘ auf den Plan. Dabei wird jedoch die Differenz zwischen biologischem und sozialem Geschlecht nicht nur einmal mehr aufgerufen, sondern auf diese Weise immer wieder neu ‚erfunden‘ und kommuniziert. Auch dem Feminismus der 1970er Jahre wurde einst vorgeworfen, dass er zur geschlechtlichen Indifferenz und zur Egalität der Geschlechter führe, was sowohl der Biologie als auch der abendländischen Kultur und ihren Werten zuwiderlaufe. Mit einigem polemischem Aufwand wurden und werden damals wie heute allerdings Grenzen gezogen und verteidigt, die gar nicht zur Disposition stehen. Denn das Anliegen der Gender Studies ist es ja gerade, solche Differenzmarkierungen in ihrer Argumentationsweise und Instrumentalisierung zu erforschen, sie jedoch möglichst nicht selbst zu benutzen. Geschlechterdifferenzen hängen von politisch, ökonomisch, ethisch und ästhetisch recht unterschiedlichen Faktoren ab. Deshalb können sie allein in ihren vielfältigen historischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Dimensionen beschrieben werden. Keinesfalls lässt sich weiterhin von dem einen, singulären Unterschied zwischen den Geschlechtern sprechen. Herausfinden, wie Geschlechterdifferenzen entstehen, was die Ursachen dafür sind und welche Wirkungen sie im menschlichen Zusammenleben zeigen, ist somit weder eine kurzfristige ‚modische‘ sozialpolitische Handlungsoption noch ein individuelles Problem der beteiligten Forscherinnen und Forscher bzw. Studentinnen und Studenten.

Damit ist eine zweite Hürde vor jeglicher wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Gender Studies angesprochen. Es bedürfte im Grunde einer bewussten Abstraktion vom eigenen Geschlecht, die jedoch niemals vollständig zu leisten ist. So wie Gehirnforschung nur mit dem menschlichen Gehirn zu leisten ist und genau darin der Grund für die angezeigte Skepsis gegenüber ‚blinden Flecken‘ liegt, hat jede/r Wissenschaftler/in eine Geschlechtsidentität, die ihre und seine Erkenntnisinteressen beeinflusst. Davon ist wiederum nicht nur die Genderforschung betroffen, sondern jegliche Forschung. Trotz dieses hinlänglich bekannten erkenntnistheoretischen Dilemmas gelten Distanzierung, Deduktion und Abstraktion weithin als produktive wissenschaftliche Methoden. Freilich hat sich die neuzeitliche Vorstellung von einer ‚neutralen‘ und ‚objektiven‘ Forschung ohnehin als epistemologisches Konstrukt des abendländischen Denkens erwiesen. Kaum jedoch ist eine Forschungsrichtung mehr belächelt worden als die Frauenforschung der 1970er Jahre als eine Forschung ‚von, für und über Frauen‘, was zugleich höchste Subjektivität implizierte. Manche Reaktion von Studierenden lässt auch heute an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn sie das Erkenntnisinteresse der Gender Studies als irrelevant erachten und diese Irrelevanz mit der Tatsache begründen, dass sie doch

Subjektivität

selbst Frauen oder Männer seien und deshalb den Forschungsgegenstand selbst am besten kennen („Ich bin doch eine Frau, wo soll das Problem sein.“). Was so einfach und selbstverständlich erscheint, verweist jedoch auf einen komplexen kulturalanthropologischen Prozess sozialer Kollektivität. Indem Individuen als repräsentativ für unterschiedliche soziale Gruppen gelten können und diese Gruppen wiederum nur über diesen Prozess der Repräsentation als stabil wahrgenommen werden (Geschlecht, Nation, Religion, Alter u.a.m.), schreiben sich die Prämissen und Werte der Gruppe wiederum auf das Individuum zurück. Dabei ist es nicht erheblich, wie ‚weiblich‘ eine Frau *ist*, sondern inwiefern sie als solche von sich selbst und von anderen wahrgenommen wird. Die Kategorie Geschlecht ist eine sozial instabile Kategorie, denn sie entsteht im Rahmen historisch und kulturell variabler Prozesse der symbolischen Repräsentation, indem Handeln auch als geschlechtlich konnotiertes Handeln gedeutet wird. Über den Verweis auf die vermeintliche Stabilität der Biologie erfährt das Geschlecht seine Naturalisierung, d.h. Geschlecht wird als ‚natürlich‘ ausgewiesen und kommuniziert. Stimmen biologische und soziale Kriterien nicht überein, kommt es im einfachsten Fall zu gleichsam überkreuzten Bedeutungszuschreibungen (‚männliches‘ Verhalten bei Frauen, ‚weibliches‘ bei Männern). Bekanntlich kann es nicht bei solchen binären Verkehrungen bleiben, sobald die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit zugunsten möglicher Geschlechtervielfalt und Trans-/Inter-Identitäten abgelöst wird. Allerdings bedarf es dafür ausdifferenzierter Beschreibungsinstrumentarien.

#### Definitionsprobleme

Dass das Argument der ‚Biologie‘ zumeist nur als vereinfachender Platzhalter für vielfältige Geschlechtermodelle dient, zeigt bereits ein kurzer Blick in physiologische und psychologische Lehrbücher. Bekanntermaßen konkurrieren genetische, neurologische, endokrinologische, psychologische und juristische Ansätze in der Frage, wer die ausschlaggebende Definitionsmacht für das Geschlecht für sich beanspruchen darf (Fausto-Sterling 2000). Den größten Vorsprung hat seit einigen Jahren die Genetik. Jedoch muss dies nicht so bleiben, denn der Blick auf die Geschichte lehrt uns, dass solche Paradigmenwechsel zur Wissensgenerierung und Wissenschaftsentwicklung dazugehören. Noch geht die Transsexualitätsmedizin weitgehend von der Idee eines ‚richtigen‘ oder ‚falschen‘ Körpers aus, der dem psychosozialen Geschlecht hormonell und operativ angepasst werden kann. Aus diesen Eingriffen an Körper und Psyche sollen Stabilität und Zufriedenheit für die Betroffenen folgen. Dagegen ist es ein langer und schwieriger Prozess, dass ganze Gesellschaften, die Betroffenen selbst sowie ihr Umfeld einen veränderten und positiven Umgang mit geschlechtlicher ‚Uneindeutigkeit‘ erlernen können. Ein drittes Geschlecht wird nicht nur die strikte Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit markieren und in Frage stellen; es stabilisiert seinerseits das etablierte Dispositiv, weil es als das jeweils ‚Anderer‘ fungiert (Dietze in Dietze/Hark 2006). In Indien, Pakistan, Nepal, Neuseeland und Australien ist es bereits möglich, im Pass eine dritte Kategorie X für ‚unspecified identity‘ anzugeben. Das bundesdeutsche reformierte Personenstandsgesetz sieht ab dem 1. November 2013 vor, für intersexuell geborene Kinder keinen Personenstand eintragen zu können (§ 22 PStG). Die

vielfältigen Konsequenzen dieser ‚Leerstelle‘ im Pass sind noch nicht ins Bewusstsein der Öffentlichkeit durchgedrungen.

Der Verweis auf biologische Unveränderlichkeit ist während der letzten Jahre als diskursives Verfahren der Naturalisierung zunehmend in Verruf geraten. Was nämlich für die Kategorie Geschlecht noch denkbar ist und häufig praktiziert wird, hat sich für die ethnische Kategorie als kaum mehr plausibel erwiesen: Während im populären Geschlechterdiskurs für Frauen und Männer immer noch vom ‚natürlichen‘ biologischen Geschlecht auf ihre Eigenschaften und Verhaltensweisen geschlossen wird, indem etwa Evidenz der geschlechtsspezifischen Gehirnforschung behauptet wird (einige Stichworte wie Einparken, Schuhe kaufen, räumliche Orientierung und Sozialkompetenz sollen hier genügen!), so sind solche Analogiebildungen für ebenso ‚natürliche‘ ethnische Kriterien wie Hautfarbe und Körperwuchs nicht mehr statthaft. Der Rassismus wurde im politischen Diskurs der letzten drei bis vier Jahrzehnte weitgehend vom Sexismus abgekoppelt, obgleich beide Argumentationsmuster auf vergleichbare Weise organisiert sind (Kerner 2011). Man kann von einem Diskurs der Naturalisierung ausgehen, der Körper und Kultur in ein argumentatives Verhältnis setzt und sie als gegenseitige machtpolitische Legitimationsstrategien nutzt. Der ‚Biologie‘ die geschlechtsbezogene Definitionsmacht zuzugestehen, hieße vor allem, soziale und kulturelle Verantwortung an eine imaginäre Instanz wünschenswerter Vereindeutigung zu delegieren. Hier kommt nun die Literatur ins Spiel, die es kaum einmal nicht mit Gender-Aspekten zu tun hat. Denn literarische Texte sind Medien der Veruneindeutigung, sonst würden sie nicht den großen Aufwand der Interpretation erfordern. Geschlecht wird in literarischen Texten als eine überaus variationsreiche Größe innerhalb eines Kontinuums von Identitätswürfen lesbar. Wie diese Beziehung zwischen Geschlecht und Literatur gestaltet sein kann, entfalten die folgenden Kapitel.

Obgleich es auch Tendenzen innerhalb der Gender Studies gibt, auf der aus dem anglo-amerikanischen Sprachgebrauch herrührenden Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* (biologisches vs. soziokulturelles Geschlecht) zu beharren, spricht auch vieles dafür, diese Trennung für problematisch zu halten. Die operationalisierte Unterscheidung für die Gender Studies geht zurück auf Gayle Rubins Aufsatz „The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy‘ of Sex“ (1975). Im Zuge kritischer Überlegungen wird jedoch nicht mehr das soziokulturelle mit dem biologischen Geschlecht legitimiert, sondern es wird nach Möglichkeiten gesucht, die physiologische Konstitution von Geschlecht als diskursive Praxis aufzufassen und somit auch das biologische Geschlecht als performative Größe zu beschreiben. Solche postfeministischen Ansätze thematisieren den Zusammenhang von Geschlecht und Soziokulturalität auf einer sprachtheoretischen und kulturwissenschaftlichen Ebene fortwährend neu. Gender Studies sind also weder der einseitigen und ideologischen Kulturkritik noch einer selbstbezogenen Nabelschau der Wissenschaften verpflichtet, sondern durchziehen als vielfältig und komplex ausformulierte Erkenntnisinteressen mittlerweile nahezu sämtliche Disziplinen von den Sozial- und Kulturwissenschaften bis zu den Naturwissenschaften.

Naturalisierung

Unterscheidung  
Sex und Gender